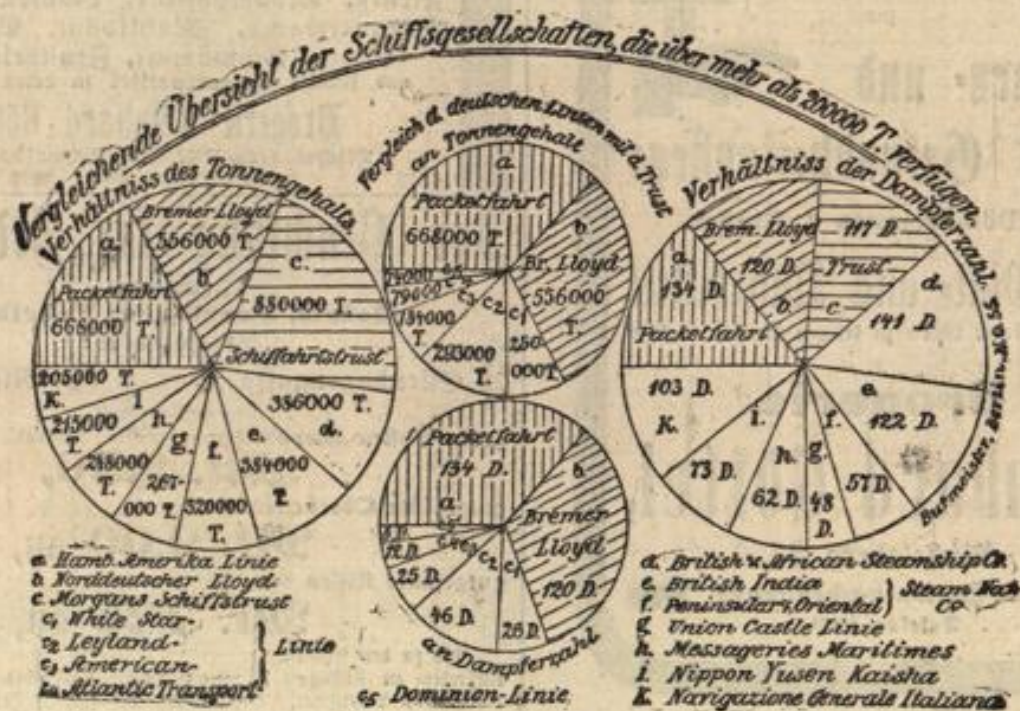


1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 123

Donnerstag, den 29. Mai 1902.

17. Jahrgang.



Die hier abgedruckte Uebersicht der großen Schiffahrtsgesellschaften läßt deutlich erkennen, einen wie gewaltigen Vorsprung unsere beiden großen deutschen Reedereien von dem Auslande haben. Der Schiffahrtstrust, welchem 5 Dampferlinien angehören, erreicht beide Gesellschaften an Tonnagezahl nur zu zwei Dritteln, an Zahl der Dampfer sind ihm die deutschen Linien aber gar um mehr als das Doppelte überlegen. Auch was die Größe der Schiffe anbelangt, steht Deutschland nicht zurück. Von der Hamburger Gesellschaft haben die vier Schiffe „Patricia“, „Pretoria“, „Pennsylvania“ und „Graf Waldersee“ einen Raumgehalt von 12 000 Tonnen, ebenso vom Lloyd der „Rekar“. Ueber 11 000 Tonnen haben noch

zwei Schiffe beider Gesellschaften und über 10 000 Tonnen 12 Schiffe, insgesamt haben also 19 deutsche Schiffe mehr als 10 000 Tonnen. Von den Trustschiffen haben 27 mehr als 10 000 Tonnen Gehalt, das ist für die einzelne Linie etwa 5 Schiffe, während auf die deutschen Linien 9 resp. 10 entfallen. Die deutschen Schiffe haben also gegenüber dem Trust ein ansehnliches Gegengewicht, welches noch dadurch vermehrt wird, daß die Trustschiffe nur den atlantischen Ocean besahren, während unsere deutschen Schiffe den Erdball umkreisen. Beforgnisse vor einem Ueberschlagen unserer deutschen Linien durch die Amerikaner sind daher wohl nicht angebracht.



Ein typischer Fall von Pauschwindel wird in der letzten Nummer der Amtslichen Nachrichten des Reichsversicherungsamtes aus Anlaß eines Streitfalles über die Prämienzahlung zur Bauersversicherung mitgeteilt. Ein Rentier R. erwarb in einem Vororte Berlins eine Baustelle für 25 000 M. Zwei Jahre später hatte er für 77 000 M. verkauft, in der Zwangsversteigerung für 30 000 M. zurückgekauft, im Jahre 1895 für 79 000 M. wiederum verkauft, in demselben Jahre abermals in der Zwangsversteigerung zurückgekauft und endlich 1898 zum dritten Male an einen gewissen B. für 80 000 M. verkauft. Dieser B. hatte im Jahre 1897 den Offenerbau geleiht und verfügte zur Zeit, als er die Baustelle kaufte, nur über 8000 M., von denen er die Hälfte von einem Goldhändler unter der Bedingung geliehen hatte, daß dieser für den beabsichtigten Bau die Goldlieferung erhalte. B. zahlte an R. 6000 M. als Anzahlung, der Rest wurde als Hypothek für R. eingetragen. B. begann den Bau mit 2000 M. Kapital. Bei einer Hypothekenbank ließ er 140 000 M. Das Grundstück kam nach Beendigung des Baues 1901 auf R.'s Antrag unter den Hammer und wurde von R. wiederum zurückgekauft, wobei 53 000 M. Hypothek anfielen. R. hatte bei der dreimaligen Zwangsversteigerung seiner Baustelle rund 100 000 M. verdient und war obendrein mehr im Besitze eines neuen Hauses. Unter den ausgefallenen Hypotheken befanden sich, weil die Bauschulden der Hypothekenbank, wie übrigens in allen ähnlichen Fällen, nur in Höhe von zwei Dritteln der verauslagten Baukosten hergegeben wurden und von B. während des Baues einen fürstlichen Lebensunterhalt bestritten, an 50 000 M. für Forderungen der Bauhandwerker. Der verdrängte Bauherr der Baustelle hatte den Boden mehr als Grundstück zur Zeit des Baubeginnes als B. dafür 80 000 M. „bezahlt“, auf höchstens 40 000 M. geschätzt.

Wischlag in einem Ballon. Die „Augsburger Abendzeitung“ meldet: Ein Freitag Abend auf dem Lechfelde bei Augsburg aufsteigender Ballon der bairischen Luftschiffer-Abtheilung wurde in 500 Meter Höhe vom Witz getroffen. Der einzige Insasse, Oberleutnant Hiller, klammerte sich an das Netzwerk fest. Er erlitt beim Aufprall einen mehrfachen Schenkelbruch. Die unten an der Ballonhülle stehenden 5 Soldaten emfügten elektrische Schläge. Einige Soldaten wurden betäubt. Wie aus München gemeldet wird, erklärten aeronautische Fachmänner, Oberleutnant Hiller verlor seine Rettung den an der Leine befestigten sogenannten Windknoten, die, als der Ballon in einer Höhe von 500 Meter den gefesselten Drachenballon entzündet hatte, als Fallschirm wirkten. Hiller behielt beim Absturz andauernd das Bewußtsein, seine Schenkelbrüche sind gutartig.

Wieder ein Todessturz aus dem Automobil. Der bekannte Improvisator Doral, der auch die Gastspiele der Rejane und der Jane Hading in Deutschland veranstaltete, ist am Samstag durch einen Automobilunfall ums Leben gekommen. Doral fuhr am genannten Tage in seinem Automobil von Paris nach seinem Landhaus in Belmont. Bei der Brücke von Suresne stürzte der Wagen. Doral

fiel hinaus u. wurde bewußtlos aufgehoben. Er hatte einen Schädelbruch erlitten. Der Mechaniker war unverletzt geblieben. Doral blieb eigentlich leicht und stammte aus Bukarest. Er war Journalist gewesen und hatte in der italienischen Armee den Feldzug nach Abyssinien mitgemacht.

Loubet's Geschenke an die kleinen Großfürstinnen. Wie man sich erinnert, brachte Präsident Jolly Faure anlässlich seines Besuches am Zarenhofe der Großfürstin Olga mehrere wunderschöne, als streng moderne Pariserinnen kostümierte Puppen mit, an denen das Jarentöchterchen seine helle Freude hatte. Etwas zweifelnd fragt man sich in Paris, ob die Puppen, die jetzt Monsieur Loubet den jugendlichen Großfürstinnen mitgebracht hat, gerade sehr enthusiastischen Beifall finden werden. Diesmal sind es nämlich keine Modelle der gekleideten Dämchen der Villa Lumière, mit denen Frankreichs Staatsoberhaupt die Töchter seines erlauchten Wirthes zu erfreuen sucht. Es sind sehr alte historische Puppen, die wohl für Erwachsene äußerst interessant sein mögen, bei deren Anblick Kinder aber kaum vor Entzücken aufleuchten dürften. Diese Puppen, sechs an der Zahl, wurden dem Präsidenten von der Marquise de Chambreville, die sie erst kürzlich von ihrer Großmutter geerbt hat, zur Verfügung gestellt. Ludwig 13., der sie von Sully zum Geschenk erhielt, soll bis zu seinem 16. Jahre mit den Puppen gespielt haben. Auch im Kinderzimmer Ludwigs 14. figurirten sie. Zu den Puppen gehört ein complettes Puppenhaus, das den Kindern Nikolaus 2. schon eher Freude machen wird. Das Haus enthält einen Salon, der ganz im Stil der damaligen Mode eingerichtet ist, ferner einen Speisesaal, dessen Wände mit künstlich gemalten Gemälden gefüllt sind. Auch die Möbel sind aus reich verarbeiteten Eichenholz. Das Miniatur-Buffet ist so prächtig, daß man es für ein Eßzimmer im Versailles Schloss copirt hat. Allerliebste ist die Kinderstube in dem Puppenhaus ausgestattet. Außer anderem Mobiliat erblidet man darin eine zierliche silberne Wiege, neben der eine Wärterin in der bretonischen Tracht jener Zeit steht. An dem Gürtel, der die Taille dieser Puppe umspannt, hängt eine goldene Chataleine mit wunderbaren ausgeführten Anhängeln in Gestalt von Schlüsseln, einer winzigen Scheere, Nadeln, Nähnadeln usw. Das Baby in der Wiege aber ist ein kleines Monstrum. Man sagt, Loubet habe es entfernen und an seiner Stelle ein hübscheres Püppchen hineinlegen wollen, doch seine kunstfertigen Freunde verhinderten ihn, dies zu thun.

Menschenfresser. Ein Vertreter des Bureau Reuter hat mit dem augenblicklich in London befindlichen Bischof von Neu-Guinea eine längere Unterredung gehabt, aus der hervorgeht, daß dieser Herr die letzten Mordthaten in Neu-Guinea, so auch den Mord der deutschen Missionsfrau der unglücklichen Religion der Eingeborenen zum Kannibalismus aufschreibt. Ueber diesen Kannibalismus sagt der Bischof: „Dieses Vaster ist so eingebürgert, daß selbst die Kinder in den Missionsstationen während der Pausen kannibalische Feste feiern und die dabei üblichen wilden Tänze aufführen. Das letzte Jahr war für die weiße Bevölkerung ein besonders schlimmes. Im Februar wurden zwei Goldgräber, die auf dem Wege zu den Goldfeldern waren, erschlagen und aufgefressen. Zwei Monate später erlitten der heldenhafte Missionar Chalmers, sein weiser Assistent und zwölf eingeborene Diener das gleiche Schicksal. Im September wurde mir der Ainsbach eines Anaken gebracht, an dem noch Fleischstücken hingen. Er rührte von einem Festmahl der Kannibalen, ganz in der Nähe der Küste, her. Einige Wochen später wurde eine Menschenjagd am Barakluf veranstaltet, bei der zwanzig Personen verpeißt

wurden. Kannibalismus und barbarische Schmause lassen sich von der Regierung nicht ganz unterdrücken, weil das Gebiet zu groß und die Polizeitruppe zu klein ist.“ Der Bischof erzählt weiter, daß er sowohl, wie alle seine Missionare mit den Eingeborenen auf freundschaftlichem Fuße verkehrten und niemals Waffen trügen. Trotzdem seien sie nie angegriffen worden. So habe er ein großes Gefaß, bei dem 100 Schweine geschlachtet worden seien, mitmachen müssen. Die Eingeborenen quälten die Thiere langsam zu Tode, da sie, wie sie sagten, die Schweine „gern sprachen hörten“.

Ein weiser Richter. Eine amüsante Gerichtsverhandlung fand jüngst im Eifer Markt-Polizeigericht in Newyork statt. Welter Braum gab seine Ansichten über Heirathen im Allgemeinen und über frühzeitige Heirath im Besonderen zum Besten. Die Gelegenheit hierzu bot der 21jährige italienische Barbier Morobita, der bis über die Ohren in seine 16 Jahre alte Ausrufe Josephine Morobita verschossen ist. Der Barbier soll der Ausrufe gedroht haben, daß er sie umbringen werde, wenn sie ihn nicht heirathe, und als er ihr wirklich mit einem riesigen Revolver entgegentrat, wurde er verhaftet. Auf die Frage, wie alt sie sei, erhielt Richter Braum von der Zeugin Josephine die Antwort: „16 Jahre.“ — „Nur 16 Jahre!“ rief der Richter. „Sie können ruhig noch 9—10 Jahre unverheiratet bleiben. Wenn sie mit 16 Jahren heirathen, werden Sie nichts weiter zu thun haben, als Sänglinge aufzuwachen und ihr Leben wird eine fortgesetzte Sklaverei sein. Ein Alter von 25 Jahren ist das richtige zum Heirathen; mit 30 Jahren nimmt eine Frau nicht mehr so genau mit der Auswahl eines Mannes, und mit 45 Jahren wird sie gern irgend einen Mann heirathen, der ihr in den Weg läuft.“ Der heißblütige Italiener schrie, daß er sich das Leben nehmen werde, wenn ihn seine Ausrufe nicht heirathe. „Das wäre auch eine Lösung des Problems“, bemerkte der Richter ruhig, „aber zu der werden Sie nicht schreiten, da Sie nichts als ein Maulheld sind.“ Dann musterte er wieder die elegant gekleidete Josephine, die vorher erklärt hatte, daß sie nichts besitze. Der Richter schüttelte den Kopf und wandte sich an den verliebten Barbier mit der Bemerkung: „Worauf hin wollen Sie denn eigentlich heirathen? Etwa auf Ihr schönes Gesicht hin? Sie brauchen ja zwei Jahre, um so viel zu verdienen, daß Sie der jungen Dame einen solchen Gut kaufen, wie sie jetzt einen trägt. Die muß mindestens einen Millionär heirathen und keinen Barbier. Wenn Sie die elegante Ausrufe noch weiter mit ihren Heirathsanträgen verfolgen, werde ich Sie zur Untersuchung Ihres Geisteszustandes ins Bellevue-Hospital schicken.“

Zwei Indianerhauptide. Die beiden berühmtesten, lebenden Indianerhauptide, Joseph von den Nez Percés und Geronimo, der Apache, haben sich in den letzten Jahren beide wieder in Erinnerung gebracht. Sie waren die Anführer in den zwei aufregendsten Indianerkriegen der letzten 25 Jahren; in beiden Fällen war es der jetzige Kommandirende der Armee, Generalleutnant Miles, gewesen, der die Uebergabe der Indianer erzwang, und noch heute ist Miles deshalb der Hieb des Westens. Joseph wurde 1877 von seinen Gründern im reichen Wallawathale in Oregon, westlich von Suakeluf, verdrängt und brach nachdringend mit Nord und Brand in Idaho ein. Er hatte kaum 100 Krieger und war obendrein durch 350 Weiber und Kinder in seiner Bewegung gehemmt, aber auf seinen wüthenden, ausdauernden Verpferdchen hielt er monatelang den ebenso tapferen wie frommen General Howard im Schach und tötete ihm annähernd 200 Soldaten, ehe er von Miles nahe der kanadischen Grenze, der er in einem Ritt von etwa 1500 Kilometer zugeeilt war, abgefangen wurde. Gegen das Versprechen Miles ließ ihn die Regierung in Washington nach dem Indianerterritorium Koffen, wo er sieben Jahre unter Aufsicht stand. Denn wurde er nach Colville Reservation im Staate Washington verlegt. Jetzt ist der geniale Strategie und Weiterführer alt und möchte ins Land seiner Väter zurück, aber Wallawathal ist längst besiedelt, der Grundbesitz von hohem Werth und Joseph von den Nez Percés wird in der Verbannung sterben. Geronimo, der Apachenhauptide, war 1885 aus seiner Zwangsreservation in Arizona entflohen und machte sich in diesem und dem folgenden Jahre durch seine unmenschlichen Grausamkeiten zum Schrecken des ganzen Südwestens zwischen dem Rio Grande und dem Gila und bis nach Mexiko hinein. Die Apachen galten von jeher als die blutdürstigsten Indianer, und Geronimo war auch hierin der große Häuptling seines Stammes, der Chiricahua-Apachen. Auch ihm wurde das von Miles gegebene Wort gebrochen, er wurde mit 300—400 seiner Stammesgenossen nach Florida verbannt, von wo sie später nach dem Militärreservatorium Fort Sill gebracht wurden, im Herzen des Kowa- und Comanchelandes gelegen, das im vorigen Jahre zu Oklahoma geschlagen wurde. Nach Geronimo ist jetzt ein alter, wohl achtzigjähriger Mann, der seinen Lebensabend gern in Freiheit verleben möchte. Er besitzt zwar ein kleines Anwesen, und seine Apachen haben sehr erfreuliche Fortschritte gemacht, im Gegensatz zu Joseph und seiner Bande. Vor einigen Monaten lief eine romantische Erzählung durch die Zeitungen: Geronimos Tochter Lola, die rothe Rose des Waldes, wie sie von ihren Volksgenossen genannt werde, habe einem reichen jungen Manne, den sie liebte, das Leben gettet als dieser in einem Präriebrand von wild gewordenen Kindern sein Leben bedroht sah, und dieser, S. A. Ward, ein Sohn des Mustangkönigs S. Ward, habe beschloffen, die schöne und tollkühne Indianerin zu heirathen.

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Erspartniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

Langgasse 3, 1 Etage, kein Laden, Langgasse 3, 1 Etage.

1777



Schein=Ehen

Roman von Carl Engelhardt.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Und nun verstand sie auch voll die Empörung, die Falkner einst das Gefängnis dem Widerruf hatte vorsiehen lassen.

Und mit voller Macht brach sich noch einmal all ihr Schmerz, all ihre Weiblichkeit gewaltsam Bahn. Bitterlich weinend — aufgelöst, stoßweise — warf sie sich quer über die Kissen; die Arme vornüber geworfen, das Gesicht vergraben.

Ihren ganzen Körper durchbebte der Krampf. Und sie weinte und schluchzte, bis die Erschöpfung sie endlich ruhiger machte. Aber mit der Ruhe kam auch wieder die Ueberlegung und die klare Erinnerung.

Und da hielt es sie nicht länger. Zusammenzuckend sprang sie auf. Sie wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, um die Thränen Spuren zu verwischen; und mit fliegender Hast machte sie Toilette.

Nur fort, fort aus diesem Zimmer! —

„Endlich, Herz!“ atmete Falkner auf und streckte Helma mit innigem Blick die Hand hin, „weißt Du, daß mir die wenigen Minuten wie eine Unendlichkeit vorgekommen sind?“

Schein und gedrückt nahm sie an seiner Seite Platz auf der Terrasse, die zu ebener Erde sich vor dem Hotel hinzog.

Das Schweigen Helmas machte Falkner aufmerksam.

„Ist Dir nicht gut, Lieb?“ fragte er in wirklicher Besorgnis.

„Doch, doch — mir ist ganz wohl“, erwiderte Helma halblaut. Und wie um allen weiteren Fragen auszuweichen, fuhr sie fort:

„Wann reisen wir, Erwin?“

Erstaunt sah sie Falkner an.

„Ja — willst Du denn heute morgen schon wieder abreisen? Ich dachte, zuvor noch mit Dir Burg Klopp, Roduskapelle, Niederwald und Rheinstein zu besuchen und erst gegen Abend weiterzufahren.“

„Wenn — wenn Dir sehr viel daran liegt, dann — können wir ja bleiben.“

„Ja, wenn es aber nicht Dein Wunsch ist —“

„Ich — ich habe ja all das schon oft gesehen —“

„Gut, Schatz, dann reisen wir.“

Helma vergaß sich vor Freude und erwiderte lebhaft:

„Danke, danke — Erwin!“

Falkner hielt ihre Erregung für Reisesieber und für eine Folge des neuen, ungewohnten Verhältnisses der Ehe. Lächelnd strich er ihr zärtlich über die Hand, die auf dem Tisch ruhte.

Erschreckt zog sie Helma zurück.

„Was ist Dir denn, Frauchen?“

Sie ermannete sich.

„Verzeih’ — ich — ich erschraf.“ Bittend blickte sie zu ihm auf. „Bitte, habe Geduld mit mir. All — all das Neue, in dem ich lebe, ist mir noch so — so ungewohnt —“

„Warte nur“, scherzte er, „wie bald Du Dich daran gewöhnt haben wirst!“

Sinnend blickte Helma geradeaus und sprach langsam, halblaut:

„Ich weiß nicht — ich muß unwillkürlich daran denken: Als ich noch ein Kind war, da war ich krank und sollte einen Trank einnehmen. Alle sagten mir, wie gut er schmecke. Und er hatte auch keinen unangenehmen Geschmack. Und doch — ich weiß nicht, wie es kam — fiel es mir im Anfang außerordentlich schwer, ihn zu nehmen. Ich kam — mich nur ganz langsam an alles Fremde gewöhnen. Später nahm ich ihn mit Leichtigkeit ein —.“ Tonlos brach sie ab und ihre Gedanken vollendeten: — „als der Ekel vorüber war —.“

Sch — sch — sch —! Stampfend, stoßend setzte sich der Dampfer in Bewegung. Schwerfällig drehte er sich mit dem Bug nach der Mitte des Flusses.

Helma stand am Geländer des Schiffes und blickte nach dem zurücktretenden Ufer. Und unwillkürlich hob sich erleichtert ihre Brust. Je weiter Vingen entwich, desto freier wurde es in ihr, als verschwände mit dem Ort auch die Schande, die sie dort empfunden. Nicht um alles wäre sie noch länger geblieben. — Und mit dem Gefühl der Befreiung kam ruhige Ueberlegung zurück und sie versuchte, sich mit Vernunftgründen zu beschwichtigen.

Im Grunde genommen — hatte sie denn überhaupt Ursache zu ihren Selbstqualereien? — Sie achtete ihren Gatten, wollte ihm eine so treue und gewissenhafte Frau sein als nur möglich; ihrer Kindespflicht hatte sie das größte Opfer gebracht? Also warum —?

Und doch, der Widerwille, der Ekel ließ sich nicht völlig überwinden; wie wenn sie im Schmutz watete.

Tausend andere würden sie verlachen. Was hatte sie sich vorzuwerfen?

Hatte sie sich entehrt? Sie war ja doch keine Frau! Aber nein —! Ein unklares Gefühl da drinnen, das wollte nicht zur Ruhe kommen. Unaufhörlich raunte es ihr zu. — Nein, sie war es nicht! Und wenn alle Welt sie als solche ansah und wenn alle Priester ihr Thun gerechtfertigt hätten, sie war nicht seine Frau —! Sie gehörte ihm an — ein Schauer durchlief ihren Körper — aber ihr Herz war ihm fremd. Das kamte nach einem anderen, und um so heißer, je glühender die Liebe Falkners war und je mehr sie die Pflicht gehabt hätte, auch ihn zu lieben. Und gerade darum kam ihr alle diese Liebe so —

so widerwärtig vor.

Schweigend hatte Falkner neben ihr gestanden. Ihm war das Herz zu voll, als daß er hätte reden können. So — ohne ein Wort zu sprechen, etwas abseits von der großen Menge — sie standen ziemlich allein in einer Ecke des Hinterbods — den Rhein hinabzufahren, all die Schönheit, all den Zauber und all die moosumzugene, altersgraue Poesie, die da vorüberglitt, wortlos auf sich wirken zu lassen, während er seine Gefühle und Eindrücke von einem zweiten, geliebten Herzen an seiner Seite geteilt glaubte, das war schon lange in ganz seltenen, ganz einsam verstrichenen Stunden einer seiner schönsten Träume gewesen.

Die Wogen rauschten und strebten zischend an der Schiffswand empor. Der Dampfer fürchte seine Strecke, schnaubend und stampfend. Von den Bergen grüßten die Burgen.

Und im Fluge eilten die Stunden.

Nach zweieinhalbstündiger Fahrt hielt der Dampfer am Landungssteg zu Koblenz, wo Dr. Falkner einige Tage zu verweilen wünschte.

Mit Bedauern verließ Helma das Schiff.

Wie erkannte Falkner am nächsten Tage, als er sah, daß seine Frau mit derselben nervösen Umrast wie tags vorher am liebsten sofort wieder aufgebrochen wäre. Doch sie hatte keinen triftigen Grund dafür, und da Falkner manche Stätte in Koblenz, die ihm in früheren Jahren bekannt und angenehm geworden war, aufsuchen wollte, blieb man.

Doch schon am zweiten Tage setzte Helma die Abreise durch und man fuhr weiter nach Köln.

Aber die Umrast Helmas wich nicht. Es bereitete ihr Folterqualen, lange an demselben Ort zu verweilen. Es drängte sie; sie suchte vor sich selbst zu fliehen. Und da kam ihr plötzlich ein Gedanke: ans Meer! —

Sie hatte mit einem Male die Empfindung, als müßte mit der Frische der Seeluft auch in ihr Herz etwas Kräftigendes, Reinigendes und Heilendes hineinwehen. Und es erfaßte sie eine krankhafte Sehnsucht: ans Meer — ans Meer!

Wald stand das junge Paar am Strande der Nordsee, beide gleich erfüllt von heiligen Schauern vor der erhabenen Majestät des allgewaltigen Meeres. Dr. Falkner schwellte es die Brust in unermesslichem Glücksgefühl; fest schlang er den Arm um sein junges Weib.

Helma biß sich die Lippe blutig, um nicht laut aufzuweinen. Alle Hoffnungen von der Segenswirkung des Meeres waren zu Schanden geworden. Sie wußte nicht, wie es kam, aber fast noch nie hatte sie sich so unglücklich gefühlt als gerade hier, im Angesicht des Meeres. Wie das Auge hinausschweifte und sich verlor in der Weite, wo Meer und Himmel zusammenfloßen, so wuchs in der Brust ihr das Gefühl ihres Glucks zu wahnsinnigem Schmerz — und Sehnsucht — — —

Die Nachtschatten breiteten ihre grauen Arme schon über die Häuser und hüllten die Hofsfelsche Villa in verschwimmendes Halbdunkel. In seinem Zimmer schritt Herr Hofsfels ungeduldig auf und ab und sah alle Augenblicke auf die Uhr. Eine leichte Unpäßlichkeit zwang ihn, die Rückkehr seiner Kinder, die, früher als es geplant gewesen, schon nach drei Wochen erfolgte, in seinem Hause zu erwarten.

Plötzlich rollten Räder über das Pflaster. Da hielt es ihn nicht mehr. So rasch es ging, eilte er die Treppe hinab. Im Hause wußte fast niemand um die Ankunft; denn Helma hatte es in ihrem letzten Briefe ausdrücklich so bestimmt.

Da öffnete sich das Thor.

„Vater — Vater —!“

„Mein — liebes — Kind!“

Vater und Tochter lagen sich in den Armen.

Dann machte er sich haust los und reichte jedem eine Hand.

„Willkommen — willkommen bei Euren alten Vater!“

Freudestrahelnd führte Hofsfels die beiden die Treppe hinauf. Falkner sah er das Glück an den Augen an. Helma dagegen sah erschreckend schlecht aus; alle gesunde Farbe war aus ihrem Antlitz gewichen.

„Morgen, wenn sie sich von der Reise erholt hat, wird das schon anders werden“, tröstete sich ihr Vater.

Schweigend stieg Helma die Stufen empor. Wie ein Kind schloß sie sich in diesem Augenblick geborgen in dem Bewußtsein:

zu Hause, zu Hausel wenn auch im Hintergrunde der Gedanken lauerte:

„Hier soll dir die Ehe ein Heim geben! Hier bist du nun immer die Gattin — die Frau!“ —

Fünftes Kapitel.

Es war einige Wochen später. Falkner saß in seinem Privatkomptoir in der Fabrik und war in eine Arbeit vertieft, als ihm Assessor Memmelsdorf gemeldet wurde.

Mit ausgestreckten Armen eilte er dem Eintretenden entgegen.

„Das ist famos, Frig! Grüß' Gott, mein Lieber!“ rief er in seinem herzlichsten Ton.

Ein Widerschein der Freude zog auch über das Gesicht Memmelsdorfs, als er den Gruß erwiderte.

„Ich störe Dich doch nicht, Erwin?“

„Nimmst Du sofort die Frage zurück? — Da, mach' Dir's behaglich!“ sagte er, während er ihm Sessel und Rauchtisch hinstob.

Sie setzten sich. Die Morgensonne erfüllte das Gemach mit hellem, lichthem Glanz und ließ die Gesichtszüge der beiden Männer scharf hervortreten. Um so auffallender war der Gegensatz zwischen ihrem Aussehen.

Falkner strahlte vor Gesundheit und Wohlbehagen und Glück, und ein frischer Zug ging durch sein ganzes Wesen.

Memmelsdorf dagegen machte eher einen gedrückten Eindruck. Sein Gesicht schien abgespannt; auch war es starrer, kälter geworden. All die frühere Beweglichkeit war daraus entschwunden. Um die Lippen zuckte es nicht mehr wie in verstecktem Scherz; scharf und glatt lagen sie aufeinander.

„Nun leg' los, Frig! Glücklich verheiratet? Zurück von der Hochzeitsreise? Seit wann denn? Wie geht's Deiner Frau?“

Gastig sprudelte Falkner die Fragen hervor. Man hörte die Freude heraus die er über den Besuch seines Freundes empfand.

„Nüch und gleichmütig erwiderte der andere:

„Seit vierzehn Tagen sind wir zurück.“

„Was —? na warte, das sollst Du mir büßen. Ist der Mensch seit vierzehn Tagen wieder hier und läßt mich nichts von seinem Glück hören und sehen?“

Memmelsdorf zögerte einen Augenblick; dann blickte er Falkner offen an.

„Ich will Dir's offen sagen — ich hab' mich gefürchtet vor dem Besuch!“

„Na nu — bist Du verrückt? Gefürchtet —?“

„Jawohl! — Siehst Du, ich wußte ganz genau, daß ich Dich so glücklich treffen würde, wie ich Dich vor mir sehe. Und — und da grante mir'n bißchen vor dem Vergleich und — vor Deinen Fragen.“

„Ja — aber höre —!“

„Ich weiß schon, was Du sagen willst: Sechs Wochen verheiratet und schon solche Reden! Aber ich bin nun einmal so. Ich sehe in jeder Situation viel zu scharf, um mir über unwirkliche Illusionen zu machen.“

„Aber Frig — so sag' doch nur, was ist denn los?“

„Na — ich will nicht hinterm Berge halten. Du sollst Deinen Triumph haben; früher oder später merkst Du es ja doch selber. Kurz und gut: Du hast mit Deiner Moralpauke, die Du mir bei meiner Verlobung gehalten hast, wieder einmal recht gehabt.“

„Um Himmelswillen! Das sagst Du schon jetzt? Du fühlst Dich jetzt schon unglücklich?“

„Ich weiß nicht, ob unglücklich das richtige Wort ist. Auf jeden Fall nicht sonderlich glücklich. Und mir scheint beinahe, das ist für eine Ehe doch nicht recht genug; gerade so wie das scheinbare Sympathisieren.“

„Armer Kerl, Du thust mir wirklich leid. Aber erzähl' doch, was hat Dich denn so enttäuscht? Hast Du Dich in Deiner Frau geirrt?“

„Das kann ich eigentlich nicht sagen. In der Ehe steht man mir manches doch näher als zuvor. Ich war ja schon während der Zeit meiner Verlobung bisweilen ruhig geworden — ich kam darum auch so wenig zu Dir, um nicht ausgefragt zu werden — aber weiß der Teufel, die Augen geben einem erst vollends nach der Hochzeit auf.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Ball.

Sitzge von Edward Stilgebauer.

Nachdruck verboten.

Sein Herz hatte geklopft, als er vor 14 Tagen die zierliche Einladungskarte vom Geheimrat zum Familienball erhalten hatte, geklopft, wie das Herz eines Schuljungen, wenn der Lehrer das offene Buch unter dem Pulse erwischt hat, und eine jähe Röthe war in sein schönes Gesicht gestiegen, da er das elegante Koubert geöffnet und die Einladung gelesen hatte.

Ganz unten am Rande der Karte hatte er ein beinahe hingehauchtes t. s. v. p. bemerkt, und als er die Karte gewendet, da hatte er in den zierlichen Buchstaben einer Frauenhand auf der anderen Seite der Karte gelesen: Kommen Sie in jedem Falle, ich bitte Sie persönlich darum. L. v. R.

Da hatte er den Entschluß abzusagen, wie immer abzusagen, heroisch niedergelämpft und schon die nächste Post hatte den Geheimrat seine Annahme gemeldet. . . . Und in den ganzen verfloffenen 14 Tagen war es um seine Ruhe geschehen gewesen. Er war kein Mann der Gesellschaften, er mit seinem stets grübelnden Verstande und der sich immer zur unrichtigen Zeit ganz ohne Grund einstellenden Verlegenheit. Schon aus diesem Grunde hätte er absagen sollen. Mochte ihm doch seine seltsame, zurückhaltende Natur sogar seinen Beruf, den er über alles liebte, die in demselben liegende Nothwendigkeit, seine wissenschaftliche und künstlerische Ueberzeugung vor anderen vom Ratheder herab zu entblößen, zu einer täglichen Qual, die er erst nachdem er eine Viertelstunde mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, völlig beseitigen konnte. Wieviel hatte ihm diese seine Art schon geschadet. Den Kollegen gegenüber war er wortkarg und verschlossen, man hielt ihn allgemein für einen hochmüthigen Phantasten, die Studenten kannte er nicht und ging, sie nicht beachtend, an ihnen vorüber, da er ihre Gesichter noch nie angesehen und sie auch aus diesem Grunde nicht im Gedächtnisse behalten konnte. Wie oft in stillen Stunden der Einsamkeit und der Selbstbetrachtung hatte er sich gefragt, woher denn diese Schüchternheit kam, und immer hatte er nur die eine Erklärung gefunden, daß sie nicht nur in seinem Charakter, sondern auch in seiner ganzen Vergangenheit begründet liege.

Er war der Sohn eines Landpfarrers, der die Tochter seines emeritirten Vorgängers geheiratet und mit dieser die Pfarre übernommen hatte. Seine Mutter war eine gute Frau, ihr durfte er keinen Vortwurf machen, sie liebte ihren Ältesten von ganzem Herzen, sein Schaffen und sein Wollen, seine ganze Person und seine Pläne; daß sie die nicht begreifen konnte, das war nicht ihre Schuld, das durfte er ihr nicht anrechnen. Wer von Jugend auf Hühner gefüttert und Gänse gemästet, Kohl gezogen und schmutzige Wäsche ausgebeßert hatte, von dem konnte man nicht verlangen, daß er sich über Fragen der Kunst und der Dichtung, die ihn beschäftigten, auch noch den Kopf zerbräche. Und sein Vater. . . . Der Text seiner Sonntagspredigt war alles, woran der gute Mann die ganze Woche über dachte und, um ihn und die fünf jüngeren Geschwister mit seinen 800 Thalern Gehalt durchzubringen, da mußte man schon praktisch sein und rechnen können, da vergingen einem die hohen Ideen und der geistige Schwung. . . . So war er einsam gewesen von Jugend an, noch ehe er in die Stadt auf das Gymnasium kam, war sein Verstand, der grübelnde, seine Phantasie, die schaffende, auf sich selbst angewiesen gewesen. Tausend Fragen hatten schon in zartem Alter seinen Kopf erfüllt und tastend und suchend hatte er selber nach Antwort auf diese Fragen nimmermüde gestrebt. Ein scharfer Junge war so aus ihm geworden, der sein Inneres ängstlich vor den anderen verschloß in einem Alter, da sich andere den Eltern und Altersgenossen mittheilen pflegen. Allein, mit flammenden, forschenden Augen hatte er hineingeblickt in sein eigenes Wesen, hinaus in die freie Natur, die ihn umgab, hatte er in seinem Herzen, in der Natur Räthsel über Räthsel gefunden und nicht geruht und gerausht, bis sich ihm ein Räthsel nach dem anderen zu deuten schien. . . . Und dann hatte seine Prüfungszeit begonnen. Er war in die Stadt geschickt worden, in Pension zu einem Lehrer, der ihn aus alter Freundschaft zu seinem Vater gegen geringes Kostgeld ins Haus nahm. Im Hause des Fremden, dem er eine Last war, dessen Frau es ihn täglich und stündlich fühlen ließ, daß er weniger gab und aus diesem Grunde weniger galt, als die anderen Pensionäre, da hatte er in den Lebensjahren der Gymnasialzeit den ersten tiefen Blick in das Leben gethan. Auch die Studien waren nicht so vorangegangen, wie sein Vater und die Lehrer es wohl von einem armen Jungen, der den Vorzug eines

Stipendiums genoß, mit Recht erwartet hatten, denn er hatte ja nie in seinem Leben zum Durchschnitt gehört, sein Denken schien langsamer von Statten zu gehen, als das der anderen, bei denen freilich das Vernehmen Gedächtnisfrage war, er brauchte länger, als die meisten anderen, um gründlich sich das zu überlegen, was den meisten als leerer Schall in die Ohren ging. Und dort auf dem Gymnasium, da war seine große Leidenschaft erwacht, sein Unglück, an dem er nun zeitlebens laborierte, seine grenzenlose Liebe zu der Dichtung. Ueber dem Studium der Klassiker hatte er alles andere vergessen, das Wichtige, das, was zählte, für das es hohe Noten in den Zeugnissen gab, beiseite gelassen, hier hatte er die ersten Verse zu Papier gebracht und die ersten Dramen entworfen, und während der Lehrer von Sinus und Cosinus sprach, hatte er natürlich an den fünften Akt einer Tragödie oder an eine Ode im Versmaß der Sappho gedacht. Und endlich war die Stunde der Freiheit gekommen, der akademischen Freiheit, denn er sollte und durfte auf die Universität. Allein die Freiheit trug Fesseln in den Händen. Für sechs theologische Semester reichten die Stipendien und die Freitische, die ihm der sorgsame Vater ausgemacht und da, da hatte er das Ungeheure gewagt, hatte seine Zukunft mit Füßen getreten, hatte der väterlichen Fürsorge Hohn gesprochen und hatte mit dem Studium der Theologie auch des Vaters sorgende Hand von sich gestoßen. Der Dichtung, seinem Ideale, seiner Göttin hatte er sich in die Arme geworfen und gegen das Gespenst des Hungers ringend und kämpfend, in den Freistunden Vorkationen für eine Mart erteilend und in den Nächten Wogen abschreibend für Examenskandidaten, hatte er seinen Willen durchgesetzt. Und allmählich war es aufwärts gegangen. Freude und Genuß der Jugend, die hatte er freilich auf dem Altare seiner Göttin geopfert, aus dem scheuen und merkwürdigen Knaben war ein frühreifer und ernster, wortkarger Mann geworden, der ein ungemein tiefes und richtiges Urtheil mit einem scharfen Blicke für alle Mißstände des Lebens paarte. Er brauchte nicht mehr abzuschreiben, er schrieb nun selber und das Schreiben ernährte seinen Mann. Freilich zu den Großen durfte er sich nicht zählen, hatte er sich nie zählen dürfen, dazu reichte sein Talent nicht aus. Allein das eine, seine Unabhängigkeit, die hatte er unter unsäglichen Mühsalen und Sorgen erlämpft, und da er sich an der Universität habilitierte, war er ein geachteter Schriftsteller und Gelehrter, ein ernster Mann geworden, der da wußte, daß es sauer sei, einen Thaler zu verdienen, der sich aber auf sich und seine eigene Kraft verlassen konnte. So war er geworden, wie er war.

Und doch, in diesem vergangenen Sommer, dem ersten, da seine Mittel es ihm erlaubt hatten, sich eine Ausspannung zu gönnen, da schien es, als hätte auch ihm die Sonne des Glückes einmal gelächelt. Da war er am Meere auf Rorderney mit dem Geheimrat von Rohden und dessen Familie zusammengetroffen, da hatte er mit diesem, dessen Einfluß im Ministerium der allergrößte war, ein paar Tage verlebt, und in diesen Tagen hatte das Glück in Gestalt von Lucie, der Geheimrattochter, leibhaftig an seiner Seite gewandelt. Am Meeresstrande, auf einsamen Spaziergängen unter den rauschenden Felsen, im Anblick der schäumenden, kommenden und gehenden Wogen, draußen in der freien, herrlichen Natur, die er als Knabe schon geliebt und in sein Herz aufgenommen, da waren Schüchternheit und Baghaftigkeit aus seinem Wesen geschwunden, da war er auf einmal dazu imstande gewesen, sein Ich zu entwickeln, und voll Entzücken hatte Lucie an seinem Munde gehangen, wenn er erzählte. Allein bei ihren Eltern war er wieder stumm geworden, und so war das entscheidende Wort nicht gefallen, von dem er wußte, daß man es so gern gehört hätte.

Dann hatte ihn das Leben wieder in die Arme genommen. In dem Getriebe des Alltages war das Bild Luciens aus seinem Geiste geschwunden, bis er vor 14 Tagen die Einladung zum Balle erhalten. Man hatte also doch noch an ihn gedacht.

Er hatte seine liebe Not gehabt, bis er sich in den Frackanzug geworfen und die engen weißen Handschuhe an den Händen hatte, die er seit seiner Antrittsvorlesung nicht mehr angezogen. Und nun stand er in dem hohen, hell erleuchteten Ballsaale, in dem sich zweihundert Menschen aneinander überdrängten.

Endlich hatte er den Geheimrat und dessen Frau bemerkt. Die beiden saßen heute Abend so imponierend aus, so ganz anders, als in Rorderney. Er spürte schon wieder, wie ihm die Röthe in das Gesicht stieg. Der Geheimrat hatte seine sämtlichen Orden angelegt und die meergrüne Alttaube seiner

Frau schimmerte von Brillanten. Er stieg auf die Gastgeber zu und stammelte ein paar Worte, allein, ehe man ihm etwas erwidert hatte, war er von den sich nach dem Paare hin-drängenden Gästen schon wieder zur Seite geschoben worden. Er hatte eben nicht die festen Ellenbogen, um seinen Platz zu be-haupten. Da sah er Lucie in einer tiefausgeschnittenen, weißen Robe, strahlend in Schönheit, mit einem funkelnden Diaman-tenhaßmondbild in dem dunkelblonden Haar. Ihre Augen grüßten zu ihm hinüber. Er eilte zu ihr und reichte ihr die Hand. Eine Gruppe von Herren stand an ihrer Seite, darunter zwei Leutnants von der Garde.

„Inäbiges Fräulein, sind heute Abend bezaubernd,“ meinte der eine und klappte die Hacken zusammen.

„Den siebenten Kulltanz, meine Inäbigste,“ schnarrte der andere, „bitte, bitte, wenn Sie sonst nichts mehr frei haben.“

„Und bei der Damentour nicht gar so hartherzig,“ flötete ein dritter in Jivisil.

Lucie reichte dem einen Leutnant die Tanzkarte mit einer zierlichen Neigung des Kopfes, indessen dieser seinen Namen in die unterste Ecke schrieb, wo noch das letzte leere Plätzchen ge-blichen war.

Er kam nicht zu Wort. Denn eben, als er sprechen wollte, begann die Musik und der eine Leutnant gab Lucie den Arm zur Polonaise. Er mußte Platz machen, sich in eine Ecke drücken, denn der Tanz fing an.

Da stand er nun. Und mit einem Male kam ihm der Gedanke, was willst du denn eigentlich hier? Unerträglich wurde ihm das elektrische Licht, das von der Decke des Saales grell und voll auf ihn niederfiel und in dem er nun vor aller Blicke stand.

Und weil ihm das Licht, in dem er sein Leben lang nicht gestanden hatte, unerträglich schien, wollte er sich leise und langsam in die Garderobe schleichen, da berührte der sanfte Schlag eines Fächers seine Schulter.

Betroffen drehte er sich um.

Lucie stand vor ihm, den Fächer drohend erhebend. „Was machen Sie denn, abscheulicher Doktor, der nächste Tanz ist Damentour und Sie lassen mich am Ende im Stich und wollen uns durchbrennen?“

Er versuchte einige Worte zu flöttern.

Sie aber nahm resolut seinen Arm.

„Nein, Doktor,“ sprach sie, „drücken gilt nicht bei der Damentour ist das Recht auf meiner Seite der Walzer fängt an, vorwärts marsch“

Es hatte lange gedauert, bis Professor Brenner später ein-mal in einer stillen Stunde seiner Frau gestand, daß er sich damals an jenem denkwürdigen Abend wirklich habe drücken wollen und sie hatte ihm darauf erwidert: „Welches Glück, daß gerade Damentour war, sonst hätte ich Dich ja gar nicht gekriegt, Du Bösewicht, Du.“

Gicht

279/100

Als wirksamstes und dabei unschädlichstes Mittel empfehlen die ersten medizinischen Autoritäten;

Sidonol (Chinasaurös Piperazin)

Käuflich in den Apotheken

Vereinigte Chemische Werke Act. Ges. Charlottenburg.

Herrenkleider

werden repariert, gereinigt und gebügelt. Ausführung fein, billig und prompt.

Auf Wunsch im Hause abgeholt.

Leonh. Himmerich, Herrenschneider,
Adlerstraße 55, Hinterh. 1 St. 5025

NB. Auf Wunsch Anfertigung nach Maß.

Unter den coulantesten Bedingungen
kaufe ich stets gegen sofortige Kasse

alle Arten Möbel, Betten, Pianinos,

1091

ganze Einrichtungen,

Waffen, Fahrräder, Instrumente u. dgl. Taxationen gratis
Abkaltungen von Versteigerungen unter billiger Berechnung.

Jakob Fuhr, Möbelhandlung, Goldgasse 12.

Auktionator und Taxator.

Mein Zeugniss
von Unterricht.

Mülheim 5.3.1898

Otto Hubert

*Mein Zeugniss vom 12. November für Herrn
Kalligross Rud. Schreiber
Mülheim 1/4 95*
Otto Hubert

Vorstehende Schriftprobe ist sowohl vor wie nach dem Kursus auf dem Polizeiamte geschrieben und beglaubigt worden und liegt das Original derselben Interessenten zur Einsicht offen.

Unterricht im Schön-Schnellschreiben nach der weltbekannten

Schreiber'schen Methode

unter Garantie des Erfolges. Selbst die ungeschulteste und ungewandteste Hand erlangt eine elegante geläufige Schrift. Der Unterricht wird streng individuell erteilt. Auf Wunsch Einzelunterricht. Mäßige Preise. Beginn neuer Kurse. Anmeldungen werden von Morgens 10 Uhr ab entgegengenommen.

Am 2. und 3. Juni d. J.

Beginn neuer Kurse

in Buchführung (einfache, doppelte u. amerikanische), Wechsel-
lehre, Korrespondenz, Kontopraxis, Rechnen (lausm.),
Stenogr. und Maschinenschreiben

sowie in franz. und engl. Sprache und Korrespondenz.
Perfekte Ausbildung in 1/2- und 1-jährl. Kursen garantiert.
Bei eventl. längerem Unterricht ohne Nachzahlung. Auf Wunsch
schnellfördernder Privatunterricht.

Es können auch einzelne Fächer belegt werden.

Die Kontoristinnen- und Buchhalterinnen-Kurse
für Damen (als sicherster, heutiger Lebens- und Erwerbsberuf)
stehen unter persönlicher Leitung von

Frau E. Schreiber, langj. Handelslehrerin.

Büchereinrichtung und Revisionen.

Anmeldungen werden entgegen genommen

Rheinstraße 103, I.

6538

E. Schreiber.

Den geehrten Herrschaften von Wiesbaden und Umgegend die er-
gebene Mitteilung, daß gegenwärtig wieder ein neuer

Zuschneide-Kursus,

verbunden mit Kleidermachen, beginnt und Ausnahme zu jeder Zeit
stattfindet. Gleichzeitig theile ich mit, daß ich bereit bin, in den Abend-
stunden in oben erwähnten Fächern Unterricht zu erteilen.

Wiesbaden, im Mai 1902.

Maria Schwarz,

akademisch gebildete Zuschneiderin
Abelheidstr. 47. Gartenh. Part.

598

Brautleute

finden stets große Auswahl in

Möbel — Betten

Kleider-, Wasch- und Spiegel-Schränke, Nachttische, Kommoden, Wasch-
Kommoden, Küchen-Einrichtungen, Stühle, Spiegel, Sofas, Tischen,
Sprungrahmen, Matratzen in Haar, Seegras und Wolle. 3380

Wilh. Mayer, 22 Marktstraße 22,

(fein Laden), gegenüber der Schweinemehlgerei Hardt.

Flaschenbier.

Export- und Lagerbiere der Mainzer Actien-Brauerei,
Verschiedene Culmbacher Biere (ärztlich empfohlen),

Münchener Thomasbräu (mehrfach prämiert),
liefert in Originalfüllung in anerkannt vorzüglicher, garantiert reiner
Brauerei in besten und dunklen Qualitäten bei stets frischer Füllung
und billiger Berechnung die Flaschenbierhandlung

W. Hohmann,

Sedanstraße 3. Telephon No. 564.

NB. Obige Biere sind auch durch die durch Plakate kenntlich ge-
machtten Verkaufsstellen zu beziehend und achte man bei Einkauf auf
Firma und Schutzmarke obiger Brauereien. 4046

Möbel u. Betten gut und billig auch Zahlungs-
erleichterungen, zu haben.

A. Leichor, Abelheidstraße 46.